

# Die Flucht aus dem Bauernhaus

Autor(en): **Schmid-Marti, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 19

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670255>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dämmerig und kühl war es in der Gaststube. Hans und Lore setzten sich auf eine Bank. Der Wirt, ein Käppchen auf dem weissen Haupte, fragte sie, was er bringen dürfe. Dann ging er wieder, und eine verhutzelte Frau brachte ihnen den süssen Most. Hans wollte die Stille brechen. Ob sie die Wirtin sei, fragte er die Alte.

«Die Wirtin?» Die Frau kicherte. Die Wirtin ist schon lange tot. Ich bin die Vreni, die Haustochter oder Magd, wie Sie wollen.»

«Sie sind aber sicher schon lange hier am Ort?» fragte Hans.

«Dreissig Jahre. Dreissig volle Jahre. — Seid ihr ein Brautpaar?» fragte die Alte.

Hans bejahte.

«Und weshalb heiratet ihr nicht?» wollte die Alte wissen.

Lore sah sie an. «Sie werden mich sicher verstehen. Grade habe ich mit meinem Bräutigam gestritten. Wäre es nicht leichtsinnig, zu heiraten, ohne dass alle Möbel da sind, ohne komplette Aussteuer, ohne einen Spargroschen, ohne...»

Die Alte unterbrach sie. «Ohne Teppiche und ohne Küchenausstattung und ohne Zierdecken und ohne das und ohne das...? Ich will euch etwas erzählen», sagte die alte Vreni.

Sie begann. «Ich war nicht immer so runzlig, so grämlich und verhutzelt, wie ich es heute bin. Vor dreissig Jahren ging ich hier in Stellung zu dem jungen Wirt und seiner Frau. Ich sage es euch, es gefiel mir vom ersten Tage an. Ich war ein hübsches Mädchen, und die Burschen mochten mich gut. Ich hielt mich brav und anständig, denn

ich wusste: Einmal würde der Richtige kommen. Und der kam dann auch. Der Lorenz arbeitete als Geselle in der Sägerei, war fleissig und sparsam wie selten einer. Zum Tanze kam er das erstemal hierher ins Gasthaus, und wir gefielen uns vom ersten Augenblick an. In allen Ehren gingen wir miteinander, haben uns verlobt und nahmen uns vor, zu heiraten, sobald wir etwas erspart hätten. Möbel wollten wir haben, ein kleines Häuschen, nicht pachten, sondern kaufen. Schon begannen die Dörfler über uns zu spotten. Das ewige Brautpaar haben sie uns genannt. An Weihnachten des siebenten Jahres war es endlich so weit. Noch sechs Monate, dann war unser vorgenommenes Ziel erreicht. An Weihnachten ist das gewesen. Und am Neujahr wurde der Lorenz krank. Eine kleine Erkältung, hat der Doktor gesagt. Und bald stand der Lorenz auch wieder auf. Doch ein paar Wochen danach fühlte er sich wieder nicht wohl, der Lorenz. Er bekam Fieber, Lungenentzündung, hat der Doktor gesagt. Und dann ist der Lorenz gestorben. Ich war bei ihm, als er seine letzten Atemzüge tat. Wir hätten doch heiraten sollen, waren Lorenzens letzte Worte. Auch ohne Häuschen und ohne Ersparnisse...»

Die alte Vreni schwieg. Hans und Lore sahen sich an.

«Danke», sagte Lore zu der Alten, «danke!»

Hans zahlte, und dann ging er mit Lore den Weg zurück durch den stillen Wald. Hand in Hand gingen die beiden. Nur als Lore sagte: «Hans, nächste Woche setzen wir die Hochzeit fest», da legte Hans seinen Arm um Lores Schulter.

## *Die Flucht aus dem Bauernhaus*

Von Frieda Schmid-Marti

Peter Zurlinden, der alte Forstmattbauer, sass vor seinem Haus auf der grünen Bank. Seine Hand lag auf einer Seite des aufgeschlagenen Gotthelfbandes: «Geld und Geist». Zurlinden las nicht mehr. Er dachte über das Gelesene nach und horchte zuweilen nach dem Lärm der fernen Dorfstrasse, wo Auto an Auto, Velo an Velo vorüberjagten und ihre Warnsignale wie Trompetenstösse in die sonntägliche Nachmittagsstille schleuderten.

Zurlinden war allein zu Hause. Die andern, Sohn und Schwiegertochter, Enkel und Gesinde waren fort. Die Stille, die das ganze Haus umgab, war weit und gross. Haus und Garten träumten im Sommerfrieden. Rosen blühten und atmeten ihren Duft aus. Etwas unsagbar Schönes und Altvertrautes floss aus der Stille und rührte den alten Mann an. Vom hohen Nussbaum, der den Giebel des Hauses überschattete, kam ein schweres, ein-

töniges Rauschen. War es ein Flüstern? Gar eine Klage? Niemand daheim... Niemand daheim!... Klang es dem alten Mann nur so in den Ohren? Niemand daheim!...

Gegenüber dem Forstmatthaus lag der Rautenhof, ein schönes, langgestrecktes Haus. Die weisse Terrasse leuchtete im Schmuck dunkelroter Geranien. Auch hier: der weitläufige Hausplatz war leer. Leer die Bank vor dem Hause. Der Brunnen sang sein eintöniges Lied, im Garten blühten Rosen, Bienen summten, Hühner gackerten. Kein menschliches Wesen schien hier zu walten. Die Haustüre war verschlossen.

Peter Zurlinden blieb noch eine Weile auf der Bank sitzen, hingegeben an seine Gedanken. Er überdachte sein Leben. Still und einfach war es verlaufen, im zähen Kampf ums Dasein, ohne grosse Erregungen, ohne starke Leidenschaften. Nichts Ausserordentliches war darin geschehen.

Vor zehn Jahren hatte der Tod ihm die treue Gefährtin genommen. Er trug schwer an dem Verlust, gab Haus und Hof in des jüngsten Sohnes Hände und zog ins Stöckli. Aber er teilte in seiner Verlassenheit Herd und Werk mit den Jungen, soweit das seine Kräfte erlaubten.

Heute betrachtete er das verlassene Haus wie einer, der sich auf etwas besinnt, ruhig und prüfend. Ihm war nicht wohl dabei. Unruhe trieb ihn von der Bank auf. Er schritt hinüber zum Bienenhaus. Dort stand er lange und sah verloren dem wimmelnden Fluge der Bienen zu.

Drüben im Nachbarhaus ging die Türe auf. Eine alte Frau, mit einer Schüssel in der Hand, trat heraus.

«Bi-bi-bi», lockte sie die Hühner, die herbeistürzten und das ausgestreute Futter aufpickten.

«Gott grüss dich, Peter», rief sie mit lauter Stimme hinüber. «Hunggets?»

Peter Zurlinden bückte sich, zupfte eine weisse Bärlappendolde ab und besah sie aufmerksam. Er zog einen der weissen Blütenschäfte aus und sog daran. Erst jetzt gab er Bescheid: «Glaub's kaum Meyi, die Bärenalpen glänzen heute nicht und haben auch keine Süsse. Der wilde Klee blüht noch nicht.»

Maria Bracher lehnte am Gartenzaun, die leere Schüssel in der Hand und bog vom altväterischen Rosenstrauch eine Blüte zu sich herüber.

«Bist allein daheim?» fragte sie voll Ruhe den Nachbar.

«Allein», gab er Bescheid.

«So komm doch und sitz ein wenig zu mir auf die Bank. Bei uns ist auch kein Bein da. Die Häuser trägt uns derweilen niemand davon.» Sie lachte gezwungen.

Zurlinden, bedrückt von Einsamkeit und schweren Gedanken, gab der Einladung Folge. Stumm sassen sie im Schatten des Birnbaumes, jedes mit seinen Gedanken beschäftigt, bis Frau Bracher plötzlich die ihrigen laut werden liess:

«Du Peter, wie lange geht's noch, bis unsere Kühe auf Rollschuhen auf die Weide reisen, und die Hühner das Velofahren lernen?... Dann sind unsere Häuser vollends verlassen...» Mit resigniertem Lächeln sah sie zu ihm hinüber. Man spürte: Hinter dem Lächeln verbarg sich ein Kummer.

In Zurlindens Gesicht zuckte es. Er erhob sich und lief gedankenvoll hin und her: «Ja, Meyi, in unseren Häusern ist etwas krank, das spüre ich auch.» Und leiser fuhr er fort: «Die Menschen, die darin wohnen, kennen kein Zuhause mehr.» Er griff nach seiner Pfeife, füllte sie, schob sie in den Mund und setzte das brennende Streichholz darauf. Beide schwiegen, jedes bewegt von seinen Gedanken.

«Ist bei euch auch alles ausgeflogen?» fragte nach einer langen Stille die alte Rautenhofbäuerin.

«Alles ist ausgeschwärmt, der Hans mit der Musikgesellschaft ins Gantrischgebiet, die Mädchen mit Ruedi ans Schwingfest nach Bürgliwil, der Fritz in der ersten Morgenfrühe mit dem Motorrad zum grossen Fussballmatch.»

«Unsere Leute sind ans Gartenfest nach Zelgried, der Berchtold mit der Schützengesellschaft nach Heimisbach ans Freundschaftsschiessen. Das Gesinde geht auch seinen eigenen Weg, damit sie sich von den Strapazen des Sonntags erholen können. Von Mittwoch an ist grosse Beratung, wohin es am nächsten Sonntag gehen soll...»

Zurlinden nickte und schwieg. Er sog an seiner Pfeife und liess grosse Schwaden Rauch aus dem Munde fahren.

«Weisst du, Meyi, mich dünkt oft, unser Haus habe keine Seele mehr.» Zurlinden nickte schwer.

«Wie meinst du das?» fragte die Frau. Lange schwieg Zurlinden und sah hinaus in das wogende Sonnenflimmern. Nie war dem alten Mann die Heimat so schön erschienen, wie in dieser Stunde. Ihm schien das Leben in ihr und mit ihr das Einzige und Höchste und gegen nichts Wertvolleres Einzutauschende.

«Siehst du, Meyi, ich kann es dir nicht so recht sagen, aber mir gefällt es nicht, dass die weite Front unseres Hauses an Sonntagen so verlassen und öde liegt, dass die grüne Bank leer steht und der Brunnen sein heimeliges Lied, von niemandem gehört, allein singen muss... Bei uns singt sonst niemand mehr, das Lied im Hause ist gestorben. Besinnst du dich noch, Meyi, wie das früher war. Schwerer als jetzt, ja, aber es war anders...»

«Ja, ja, ich besinne mich», sagte mit gepresster Stimme Frau Bracher, und in ihr altes Runzelgesicht stieg eine leise Röte.

«Aber wir haben es getragen, und wegen der schlechten Zeiten haben unsere Kinder nichts an Freude und Sonnenschein eingebüsst. Oder war es nicht schön, wenn wir an stillen Sonntagnachmittagen im Sommer, rastend von der harten Fron der Woche, vor dem Haus sassen, die Kinder sich in Spiel und Scherz ums Haus tummelten, und wir, die Alten, über den Gang der Zeiten und den Stand der Felder redeten, Altes und Vergangenes ausgruben, und neue Ausblicke, die ins Land der Hoffnung wiesen, suchten? Wenn wir ehrfürchtig und dankbar dessen gedachten, der Leben und Wachstum schenkt.

Der Landmann ist doch Gott am nächsten, weil er sein Walten am deutlichsten spürt. Aber was ist Gott unserer Zeit, und wer redet noch von ihm? Ach, wie ist alles anders geworden! Die Sportplätze sind überfüllt und die Kirchen stehen leer, werktags und sonntags mit hallenden Fliesen...»

«Weisst du, was ich oft denke, Peter?» Die alte Rautenhofbäuerin wandte den Kopf und fasste Zurlinden fest ins Auge:

«Unserer Zeit sind die Mütter gestorben. Die

Mütter! Sie, die beten und tragen, lieben und opfern können... Die es einst konnten, gaben damit von Generation zu Generation ein heiliges Vermächtnis weiter: Die Seele!» — Sie schwieg und sann in sich hinein.

Das fröhliche Zwitschern einer Schwalbenmutter und das Piepsen der Brut ertönte unter dem Hausdach. Zurlinden wandte sich zu der Frau und sagte mit leiser Stimme:

«Wie wahr du redest, Meyi! Ich denke oft, dass ein Mensch ohne ein richtiges Heimat- und Gottgefühl, mit der Zeit den Boden unter den Füßen verliert.»

«Ja», pflichtete die Bäuerin bei, «du hast recht, ich finde es traurig, wenn ein Mensch seine Freude nur von aussen erhält und nicht im Innern suchen geht, und finde es noch trauriger, wenn der inwendige Mensch nirgends mehr Heimatrechte hat.» Sie sprach eindrucklich, mit einem zitternden Klang in der Stimme, die Zurlinden fremd war und tiefen Eindruck auf ihn machte, denn er kannte die Nachbarin als frohmütige Seele, die stets bejahend im Dasein gestanden und sich immer noch freuen und froh sein konnte.

«Wer weiss, Meyi», sagte er nachdenklich, «vielleicht kommt das Erkennen, dass man sich im Dunkel eines Irrtums verlaufen, jäh und unvermittelt. Einstweilen vergessen sie ob der Erde und ihren Vergnügungen noch den Himmel, mitsamt seinen Sternen. Aber wer weiss, vielleicht werden die fernesüchtigen Augen auch einmal müde und suchen wieder das Licht des Heimathauses und seinen ruhevollen Frieden.

«Bhüet Gott, Nachbarin, ich muss in unser leeres Haus zurück.»

